

JANA SCHIKORRA

SHADOW
— AND —
DARKNES

DIE BEGABTEN



ÜBER DIESES E-BOOK

Als plötzlich in ganz Irland auf mysteriöse Art und Weise Kinder sterben, verändert sich das Leben von Liska Cavanaugh und Anian Rohwer für immer. Auf einmal sind die beiden Studierenden auf der Flucht vor furchterregenden Schattenwesen, die es nach dem Leben der Jugendlichen dürstet. Liska und Anian haben keine Ahnung, wie sie sich gegen die sonderbaren Wesen verteidigen sollen. Doch dann erhalten sie mysteriöse Briefe, die Antworten auf ihre tausend Fragen versprechen. Sofort machen sie sich zum genannten Treffpunkt auf und erfahren, was wirklich hinter den Ereignissen steckt: Der Fürst der Dunkelheit versucht die ganze Welt ins Chaos zu stürzen. Liska und Anian sollen zusammen mit weiteren Begabten in den Kampf ziehen und werden in ein magisches Ausbildungslager gebracht, in dem sie ihre Fähigkeiten trainieren. Doch wem können sie vertrauen und werden sie es schaffen, gegen die Dunkelheit zu siegen?

IMPRESSUM



Erstausgabe Oktober 2021

Copyright © 2021 dp Verlag, ein Imprint der dp DIGITAL PUBLISHERS GmbH

Made in Stuttgart with ♥

Alle Rechte vorbehalten

E-Book-ISBN: 978-3-96817-847-9

Taschenbuch-ISBN: 978-3-96817-987-2

Covergestaltung: ARTC.ore Design

unter Verwendung von Motiven von

Shutterstock.com: © Boiko Olha, © Dean Drobot

freepik.com: © wirestock, © nensuria, © vectorrific23,

© createvil

Lektorat: Stephanie Schilling

Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlages
wiedergegeben werden.

Sämtliche Personen und Ereignisse dieses Werks sind frei erfunden. Etwaige
Ähnlichkeiten mit real existierenden Personen, ob lebend oder tot, wären rein
zufällig.

Abhängig vom verwendeten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen
Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Unser gesamtes Verlagsprogramm findest du hier

[Website](#)

Folge uns, um immer als Erste:r informiert zu sein

[Newsletter](#)

[Facebook](#)

[Instagram](#)

[Twitter](#)

[YouTube](#)



JANA SCHIKORRA

SHADOW — AND — DARKNESS

DIE BEGABTEN

I. FARBEN UND WÖRTE

Es war ein ganz gewöhnlicher Dienstagmorgen während eines ganz gewöhnlichen Sommers. Das Licht der aufgehenden Sonne verdrängte die Dunkelheit der vergangenen Nacht, die Vögel sangen ihre Lieder und die Menschen erwachten aus ihren Träumen – oder aber aktivierten wohligh seufzend die Schlummerfunktion ihrer Wecker und setzten ihren Schlaf fort.

Niemand spürte, dass sich etwas verändert hatte.

Auch nicht das 22-jährige Mädchen mit den unzähligen Sommersprossen und den widerspenstigen roten Locken, das an seinem Schreibtisch saß und das vor ihm ausgebreitete Lehrbuch feindselig anstarrte.

Liska Cavanaugh hielt es für ausgesprochen ungerecht, einen Tag, der dem wolkenlosen Himmel nach zu urteilen ein ganz besonders herrlicher zu werden schien, mit Lernen vergeuden zu müssen. Sie stellte sich vor, dass die Gleichungen und Koordinatenkreuze in ihren Heften einfach zu sprechen begännen und voller Enthusiasmus den Sinn ihrer Existenz erklärten.

Einmal mehr fragte sie sich, welcher böse Geist sie vor knapp zwei Jahren dazu veranlasst haben mochte, sich für

das Studium der Mathematik einzuschreiben.

Ein Geist, der den Namen meiner Eltern trägt, beantwortete sie sich ihre eigene Frage im Stillen und kam sich dabei fürchterlich verbittert vor. Immerhin hatte sie ja niemand gezwungen, den Weg einzuschlagen, auf dem sie nun mehr oder weniger ins Straucheln geriet. Liska schnaubte. An guten Tagen konnte sie darüber lachen, als offenbar einziger kreativer Kopf unter hunderten Logik- und Vernunftfanatikern in stickigen Hörsälen vor sich hinzuvegetieren. An schlechten Tagen jedoch war es mit dem Lachen nicht weit her.

Beinahe widerwillig warf sie einen Blick über ihre Schulter. Aus dem Regal in der rechten Ecke des Zimmers, das nebst Schreibtisch gerade noch Platz für ein schmales Schlafsofa bot, quollen diverse Zeichenutensilien.

Ein Wirrwarr aus Farben, Papier, Pinseln und Stiften, wild durcheinandergeworfen und in Liskas Augen das Wertvollste, was sie besaß. Auf dem Papier konnte sie sein, wer sie wollte, konnte jeden erdenklichen Ort erschaffen, Imagination und Realität verschmelzen lassen.

In der Kunst hatte sie Zuflucht gesucht und gefunden.

Es war, als wäre sie einen Pakt eingegangen.

Nur, dass es nicht der Teufel war, der ihre Seele besaß.

Liska unterdrückte einen sich anbahnenden Inspirationsschub, der sich mit Vorliebe dann einstellte, wenn sie ihren studentischen Pflichten nachkommen musste, und wandte sich ab. Die für das Semester angesetzten Prüfungen rückten immer näher und sie konnte

es sich beim besten Willen nicht leisten, das Lernen wieder einmal hintenanzustellen. Andererseits lockten die Sonnenstrahlen, die durch das Fenster auf ihren Schreibtisch fielen, sie mit süßen Versprechungen. Verträumt sah sie hinaus.

Wenn sie es sich recht überlegte, sprach wohl kaum etwas dagegen, der Enge der Wohnung zu entfliehen, um draußen im nahegelegenen Park für die Klausuren zu lernen.

Außer natürlich die Gefahr, dass der Sommer um mich herum meine Kreativität anzapft und ich aufs Zeichnen umsteige.

Liska schnappte sich ihr Handy und tippte eine schnelle Nachricht an ihre beste Freundin Maida:

Hast du Zeit, mit mir für die Prüfung bei Mrs. Kittleman zu lernen? In einer halben Stunde, am üblichen Treffpunkt? Brauche dringend jemanden, der mich vom Malen abhält.

Grinsend verstaute sie Bücher, Picknickdecke, Pinsel, Farbe, Stifte und Papier in ihrem Rucksack und verließ, die Melodie eines Liedes summend, die Wohnung.

Zur selben Zeit an einem anderen Ort beugte sich ein Junge namens Anian Rohwer so tief über sein Notizbuch, dass er es fast mit der Nasenspitze berührte und seine Lesebrille in Schiefelage geriet. Den Stift umklammert, als hinge sein Leben davon ab, kritzelte er fiebrig Worte auf das Papier. Wie immer, hatte er das quälende Gefühl, seine Gedanken würden ihm entfallen, wenn er sie nicht schnell genug niederschrieb. Sein Wahn wurde jäh durch einen Krampf in der Hand unterbrochen.

„Autsch! Verdammt!“

Der Füllfederhalter rutschte ihm aus den Fingern, fiel auf seine Hose und hinterließ dort einen hässlichen Fleck.

Mit einem Kugelschreiber – oder gar einem Notebook – wäre ihm das wohl nicht passiert, dachte er mürrisch.

Doch Anian hatte nun einmal seine ersten Geschichten mit dem Füller verfasst und redete sich ein, mit anderen Schreibgeräten weniger zufriedenstellende Ergebnisse zu erzielen. Ebenso verhielt es sich mit seiner Lesebrille, die, und das war sein Geheimnis, nicht einmal eine Sehstärke besaß.

Die Gläser waren ohne jede Funktion, doch er gab sich gern der Illusion hin, dass es eine echte, eine ganz besondere Brille sei; eine, die ihm zu einer vollkommen ungetrübten Sicht verhalf und es ihm so ermöglichte, seinen Sätzen mehr Gewicht zu verleihen. Das war natürlich Unsinn und eigentlich war er sich dessen bewusst, doch alte Gewohnheiten ließen sich bekanntlich nur schwer ablegen.

Verärgert schlurfte Anian in die Küche, um Kaffee aufzusetzen. Nun, da der Krampf seinen Schreibfluss unterbrochen hatte, konnte er genauso gut eine Pause einlegen. Er hatte ohnehin den Faden verloren.

Anian schrieb gern und wenn er schrieb, schrieb er viel, doch er schrieb selten. Das lag weniger an äußeren Umständen wie Zeitmangel - Anian befand sich in seinem obligatorischen Selbstfindungsjahr zwischen Schule und Ausbildung und arbeitete lediglich an den Wochenenden - als vielmehr daran, dass es ihm unheimlich schwerfiel, seine Umwelt vollständig auszublenden und einen Zustand der vollen Konzentration zu erreichen.

Das Gurgeln der Kaffeemaschine beruhigte ihn ein wenig.

Ich muss aufhören, mir einen solchen Druck zu machen, dachte er und strich sich mit dem Mittelfinger nervös über jene Stelle über der Nasenwurzel, an der er bereits in wenigen Jahren eine tiefe Zornesfalte vermutete.

Es führt doch zu nichts. Niemand liest meine Texte und der Einzige, der etwas von mir erwartet, bin ich selbst.

Er zuckte die Achseln.

Andererseits ... Lieber sinnlos ehrgeizig als faul ohne Sinn. Das sollte ich aufschreiben.

Ein Scheppern im Hausflur riss Anian aus seinen Gedanken.

Er hatte bei weitem zu viele Krimis gelesen, um arglos zu sein und ein Teil von ihm hätte die Quelle des Geräusches daher liebend gern sich selbst überlassen.

Doch wie so oft streckte die Neugier auch jetzt ihre langen Arme nach ihm aus und versuchte, die Vorsicht im Keim zu ersticken. Zögerlich näherte er sich der Wohnungstür, öffnete sie einen Spaltbreit und spähte hinaus.

„Alles in Ordnung?“, rief er in das Treppenhaus.

Mitten am Tage würde wohl kaum ein Einbrecher sein Unwesen treiben ... oder?

Nein.

Vielleicht war ja einer der Anwohner gestürzt oder steckte in anderen Schwierigkeiten. Diese Vorstellung eines möglicherweise in Not geratenen Nachbarn war es schließlich, die Anian dazu bewegte, die Tür vollständig zu öffnen und in den Flur hinauszutreten.

Am Absatz der Treppe blieb er stehen.

Ein neuerliches, diesmal vernehmlich lauterer und vor allem länger andauerndes Scheppern ließ Anian zusammenfahren.

Das Geräusch schien seinen Ursprung im Fahrradkeller des Wohnhauses zu haben.

„Hallo?“, rief er, „Was ist da unten los?“

„Sorry, Alter! Hab versehentlich ‘ne kleine Domino-Nummer mit den Rädern abgezogen.“

Anian atmete geräuschvoll aus.

Die Stimme, die ihm entgegen hallte, gehörte zu seinem Sandkastenfreund Emmett, der neben dem zweifelhaften Talent für unangemeldete Besuche auch eines für das Treten in Fettnäpfchen jeglicher Art besaß.

„Stell die Dinger wieder hin und dann komm rauf“, zischte Anian entnervt. „Und wie bist du überhaupt reingekommen? Hast du wieder bei Mrs. Harrison geklingelt?“

Mrs. Harrison war eine alte, kontaktfreudige Dame, die ein Apartment im Erdgeschoss bewohnte und, blauäugig, wie sie war, jedem bereitwillig Einlass gewährte, der die Klingel betätigte.

Ein Umstand, der Anian vor allem nachts sehr beunruhigte, wenn er zuvor wieder einmal in einem Krimi geschmökert hatte.

„Kann schon sein“, keuchte Emmett, der, zwei Stufen auf einmal nehmend, in Anians Sichtfeld auftauchte.

Die Aufforderung seines Freundes, das verursachte Chaos wieder zu beseitigen, hatte er offenbar überhört.

„Na?“, strahlte er, „Was unternehmen wir zwei Hübschen heute?“

2. DAS HAUS IN DER SNIPE AVENUE

Liska hatte die Zeit vergessen.

Nachdem Maida auf ihre SMS geantwortet hatte, dass sie auf ihre kleine Schwester aufpassen müsse und der Freundin deswegen keinen Besuch würde abstatten können, hatte sie zunächst noch einige Minuten tapfer durchgehalten und war ihrem Lehrplan gefolgt. Tatsächlich hatte sie an der frischen Luft um einiges effektiver arbeiten können als in ihrem stickigen Schlafzimmer, das die Wärme der Julisonne großzügig speicherte.

Allerdings hatte Liska schon bald den Fehler begangen, ihren Blick für einen Moment von den mathematischen Formeln zu lösen und die herrliche Natur in sich aufzusaugen.

Da war das goldene Licht der Sonne, das sich im satten Grün der Baumwipfel brach. Die farbenfrohen, feengleichen Falter, die miteinander tanzten. Die Gesichter, die sie aus den nun vereinzelt am Himmel stehenden Wolken heraus anlächelten.

Wie von selbst hatte Liska, gefesselt von der Schönheit des Tages, das Lehrbuch gegen ihren Skizzenblock ausgetauscht und sich ihrer Leidenschaft zunächst widerstrebend, dann voller Wonne, hingegeben.

Sie entfloh der Realität auf eine Weise, wie es ihr sonst nur in Träumen gelang. Erst, als die feinen Linien, die sie zu Papier gebracht hatte, sich in der Dunkelheit verloren, verließ Liska diesen sonderbaren Zustand wieder.

Die vielen anderen Menschen, die die Wiese bei ihrer Ankunft im Park noch gesäumt hatten, waren längst verschwunden. Nur ein einziges Pärchen, dessen eng aneinandergeschmiegte Schemen sie auf einer Bank ausmachen konnte, war geblieben.

Nun, da sie allmählich ins Hier und Jetzt zurückkehrte, nahm Liska die Kälte wahr, die Hand in Hand mit dem Abend über Galway hereingebrochen war. Auf ihren nackten Armen und Beinen hatte sich eine Gänsehaut gebildet.

Es war verrückt, dachte sie, dass die Tage in diesem Sommer so heiß und die Nächte so kühl waren.

Irgendetwas dazwischen wäre ihr sehr willkommen gewesen.

Fröstelnd und mit zusammengekniffenen Augen suchte Liska ihre Sachen zusammen, schüttelte die Decke, auf der sie gesessen hatte, noch einmal aus und stopfte diese schließlich zusammen mit ihrem restlichen Hab und Gut in ihren Rucksack.

Nachdenklich schlug sie den Weg nach Hause ein.

Mit jedem Schritt, den sie tat, lichtete sich der angenehme Schleier, der sie den ganzen wundervollen Nachmittag über von ihren alltäglichen Sorgen und Problemen ferngehalten hatte, etwas mehr. Es wurde wirklich Zeit, dass sie sich dem Lernen widmete. Wenn sie die Klausuren nun in den Sand setzte ...

Sie konnte sich lebhaft vorstellen, was ihre Eltern dazu sagen würden: „Wir haben es immer gewusst, Liska. Aus dir wird niemals etwas werden, wenn du nicht langsam erwachsen wirst und den Ernst des Lebens begreifst. Du hast uns schwer enttäuscht.“

Liska schnaubte und verbannte ihre inneren Dämonen an einen Ort, an dem sie ihr vorerst nichts würden anhaben können.

Sie musste die Prüfungen bestehen, sich auf ihren Hintern setzen. Eine andere Möglichkeit gab es nicht.

Trotz des in ihr aufsteigenden Bedürfnisses, schnell an den Schreibtisch zurückzukehren, verlangsamte Liska ihre Schritte. Die Schönheit des Abends war zu bemerkenswert, um ihr nicht ein paar Sekunden ihrer Zeit zu widmen.

Noch kämpfte das samtige Blau des Firmaments seinen aussichtslosen Kampf gegen die Schwärze der Nacht, den es schon bald verlieren würde. Doch bis dahin waren die Dächer der Häuser entlang der Straße umgeben von einem ganz eigentümlichen, mystischen Glanz.

Die Luft war erfüllt von verklingendem Kinderlachen, klirrenden Gläsern und dem Geruch von Grillkohle.

Liska liebte diese dem Sommer eigene, ganz besondere Stimmung, die ihr aus jedem der Gärten, die sie passierte, entgegenschlug.

Als sie das Ende der Snipe Avenue und somit ihr bescheidenes Heim erreichte, zog sie kurz in Erwägung, ihren Spaziergang auszudehnen, entschied sich dann aber doch dagegen. Sie wusste, dass sie andernfalls erst irgendwann des Nachts zurück sein und sich in Träumereien verlieren würde – eine verlockende Vorstellung, doch ausnahmsweise einmal siegte ihre Vernunft.

Während sie mit einer Hand lustlos nach ihrem Schlüssel wühlte, betrachtete Liska das Haus, dessen Obergeschoss sie bewohnte, wieder einmal einigermaßen fassungslos. In der schicken Wohngegend wirkte es, mit seiner bröckelnden Fassade und den schiefen Außenmauern, wie ein Fremdkörper. Sie hatte nie verstanden, warum die Stadt es zuließ, dass ein derart heruntergekommenes Gebäude in der Snipe Avenue stand, die gesäumt war von noblen Einfamilienhäusern hinter schmiedeeisernen Toren.

Doch genau das war letztlich Liskas Glück gewesen, denn es hatte ihr ermöglicht, zu einem verhältnismäßig geringen Preis in einem guten Viertel unweit des Campus zu wohnen, was bereits drei Attribute waren, von denen die meisten ihrer Kommilitonen nur träumen konnten.

Endlich bekam Liska ihren Schlüssel zu fassen.

Routiniert wich sie einem verirrtten Strauch aus, der über die Stufen vor der Eingangstür wucherte und von allen Bewohnern des Hauses konsequent ignoriert wurde,

verschaffte sich Zutritt und erklomm leichtfüßig die Treppe, die sie unters Dach und zu ihrer Wohnung führte.

Kaum dass sie den Schlüssel herumgedreht hatte, überfiel sie eine bleierne Müdigkeit.

Nanu. Dieses Haus scheint einem tatsächlich jegliche Lebensenergie zu rauben, dachte sie schmunzelnd.

Bemüht, ihre Augen offen zu halten, streifte Liska ihre Schuhe ab, warf Jacke und Rucksack achtlos in den schmalen Flur und schlurfte in das angrenzende Zimmer, in dem sie sich sogleich auf ihr Schlafsofa fallen ließ.

Nur kurz die Augen ausruhen. Ein paar Stündchen bloß. Danach kann ich immer noch lernen.

Im Normalfall achtete sie akribisch darauf, sich vor dem Zubettgehen ausgiebig die Zähne zu putzen, das Gesicht zu waschen und sich umzuziehen. Doch heute war sie, aus welchen Gründen auch immer, entschieden zu kraftlos.

Seufzend zog sie sich ihre Decke bis zum Kinn, suchte eine bequeme Position, verharrte schließlich in Embryonalhaltung und lächelte schwach in ihr Kissen.

Ihr Bewusstsein schwebte bereits dahin, als ihr schlagartig klar wurde, dass etwas nicht stimmte.

Sie war sich sicher, ihr Sofa vor dem Verlassen der Wohnung *nicht* zu einem behelfsmäßigen Bett ausgeklappt zu haben.

Jeden Morgen nach dem Aufstehen brachte sie den ausziehbaren Teil der Couch in seine Ausgangsposition zurück.

Ein Ritual, das ihr längst in Fleisch und Blut übergegangen war. Denn andernfalls erlaubte die Enge des Raumes ihr nicht einmal, an ihrem Schreibtisch Platz zu nehmen.

Und an dem hatte sie doch vorhin noch gesessen. Mit ihrem Lehrbuch. Verlor sie jetzt etwa den Verstand?

Die Müdigkeit, die Liskas Sinne eben noch vernebelt hatte, war wie weggeblasen. Stattdessen versetzte ein immer stärker werdendes Gefühl der Bedrohung sie in höchste Alarmbereitschaft.

Schmerzhaft pochte ihr das Herz gegen die Rippen, als sie sich aufrichtete und hektisch in alle Richtungen sah.

Nach und nach fielen ihr weitere Unstimmigkeiten ins Auge. Die vor dem Wäschekübel verstreute Kleidung etwa. Oder die Tür ihres Kleiderschranks, die zur Hälfte offenstand.

Das ergibt doch keinen Sinn, unternahm Liska einen Versuch der Beruhigung. *Wer dringt schon in eine Wohnung ein, um dem Abwesenden das Bett herzurichten und in seinen Klamotten zu wühlen?*

Sie schüttelte den Kopf. Außerdem war die Tür doch abgeschlossen gewesen, oder etwa nicht? Liskas Pulsschlag machte gleichwohl keine Anstalten, sich zu verlangsamen.

Jemand – *oder etwas*, schoss es ihr durch den Kopf – war hier gewesen, das spürte sie. Sie widerstand dem Impuls, sich die Decke über den Kopf zu ziehen, zählte in Gedanken bis zehn und versuchte mit aller Kraft, die Panik niederzukämpfen, die sie zu überwältigen drohte.

Als sich ihre Atmung zumindest soweit beruhigt hatte, dass der Schwindel sich aus ihren Schläfen zurückzog,

schlich sie auf Zehenspitzen in den Flur.

Wenn sie tatsächlich nicht allein war, hatte der ungebetene Gast natürlich längst bemerkt, dass sie von ihrem Ausflug zurückgekehrt war; ob sie sich nun vorsichtig bewegte oder nicht.

Dennoch riet ihr Instinkt ihr, keine unnötige Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Unsicher warf Liska einen Blick in Richtung Haustür. Was sollte sie tun? Die Polizei verständigen? Jemanden herbei ordern und dann jedes einzelne Zimmer auf den Kopf stellen? Oder das Ganze selbst in die Hand nehmen?

Letztere Möglichkeit kam ihr trotz des lähmenden Gefühls der Angst am Vernünftigsten vor.

Immerhin fanden sich bisher keinerlei Hinweise auf einen Einbruch. Und wäre es nicht höchst unangenehm, einen riesigen Wirbel um Nichts und Wiedernichts zu veranstalten?

Bevor sie es sich anders überlegen konnte, stürzte Liska zum Lichtschalter, riss die Verbindungstüren zu Küche und Badezimmer auf und tauchte auch diese Räume in ein helles Licht.

Ihr Blick jagte von Winkel zu Winkel, konnte jedoch nichts Ungewöhnliches einfangen. Küche und Badezimmer sahen genauso aus, wie sie sie zurückgelassen hatte.

Auf einmal kam sie sich albern vor.

Große Klasse, Liska. Todesmutig versuchst du, den gemeingefährlichen, weltweit gesuchten Bettenmacher dingfest zu machen. Wie wäre es zur Abwechslung mal mit

etwas weniger Fantasie und dafür etwas mehr rationalem Denken?

Sie sah sich ein letztes Mal prüfend um, schüttelte dann energisch den Kopf und kehrte zurück in ihren Schlafbereich.

Der abklingende Adrenalinschub hatte zur Folge, dass Liska noch müder war als zuvor. Verunsichert setzte sie sich aufs Bett, zog sich die Decke bis ans Kinn und lehnte sich, ein Kissen im Rücken, gegen die Wand. Zuerst wehrte sie sich gegen die bleierne Schwere auf ihren Lidern.

Dann jedoch siegte die Erschöpfung.

Das ungute Gefühl aber wollte nicht verschwinden.

Es folgte ihr bis in den Schlaf hinein.

3. ES BRENNT EIN LICHTLEIN

„Nichts. Hier ist rein gar nichts, Alter.“

Emmett sah Anian mit einer sonderbaren Mischung aus Belustigung und ernsthafter Besorgnis an.

„Das sehe ich selbst. Aber jemand *muss* hier gewesen sein. Oder willst du mir erzählen, ich hätte mir in einem Zeitraum von sage und schreibe einer Minute, die ich jetzt hier oben bin, selbst ein Teelicht aufs Kopfkissen gelegt, es angezündet und anschließend einfach *vergessen*, dass ich das getan habe?!“

Herausfordernd sah er seinen Freund an.

Anian hatte nicht beabsichtigt, seiner Stimme einen derart aggressiven Unterton zu verleihen, doch seine Nerven waren zum Zerreißen gespannt.

Nachdem er Emmett vor einigen Stunden hereingebeten hatte, waren sie zunächst in die Küche gegangen und hatten gemeinsam Kaffee getrunken.

Danach waren sie in die Stadt geschlendert, um Eis zu essen und hatten anschließend den ganzen Nachmittag in einem Elektrowarengeschäft gestöbert.

Bei Einbruch der Dämmerung waren sie zu Anians Wohnblock zurückgekehrt und hatten sich im Hausflur

voneinander verabschiedet.

Als Anian die mysteriöse Kerze in seinem Schlafzimmer entdeckt hatte, war Emmett glücklicherweise noch mit dem Chaos aus umgestürzten Fahrrädern beschäftigt gewesen, sodass er die Rufe seines Kumpels hören und ihm zu Hilfe eilen konnte.

Nun standen die Freunde, beide ratlos, doch einer deutlich amüsiertes als der andere, einander im Schlafzimmer gegenüber.

„Weiß nicht, ehrlich nicht. Wäre jedenfalls ganz schön beängstigend, wenn es so wäre.“

„Hör zu, das ist verdammt unheimlich, ja? Schau dir den Docht doch an, der ist kaum heruntergebrannt. *Hier muss eben noch jemand gewesen sein!*“

„Okay, okay, bleib ruhig. Ich würde mir an deiner Stelle nicht allzu große Sorgen machen, klar? Immerhin gibt es weitaus Bedrohlicheres auf der Welt als ... na ja ... Teelichter. Vielleicht hast du eine heimliche Verehrerin oder so, was bei deiner Fresse zwar eher unwahrscheinlich ist, aber Wunder soll's ja immer wieder geben.“

„Wow“, sagte Anian lakonisch. „Danke.“

„Immer wieder gerne. Könnte natürlich auch ein arbeitsloser Innendekorateur gewesen sein, der die Trostlosigkeit deiner Bude nicht mehr mitansehen konnte und deshalb –“

„Schon gut, ich hab's kapiert, du hältst mich für bescheuert. Vielleicht bin ich das ja auch! Immerhin war die

Tür *abgeschlossen*, also wie sollte sich jemand Zutritt verschafft haben?“

„Ich hab’ keine Ahnung, Mann. Schreib doch eine Geschichte drüber. Ist es in Ordnung, wenn ich demnächst abzische? Muss morgen früh raus.“

Anian nickte steif. Seine Beine waren weich wie Butter.

Natürlich war es *nicht* in Ordnung, wenn Emmett jetzt ging, doch er wollte sich nicht lächerlich machen.

Wahrscheinlich gab es eine ganz simple, logische Erklärung für das eigentümliche Präsent auf seinem Kopfkissen.

Er würde die ganze Sache einfach vergessen – es zumindest versuchen – oder tatsächlich darüber schreiben.

Auch wenn er noch nicht genau wusste, wie er das Erlebte in Worte fassen sollte.

„Gut. Wenn noch irgendwas sein sollte, ruf an, ja? Und denk dran: Niemand, der jemand anderem etwas Böses will, läutet seine blutige Rache mit einem Teelicht ein.“

„Ja, ja. Du kannst mich mal.“

Emmett grinste und klopfte seinem Freund ein paarmal beschwichtigend auf die Schulter.

„Bringst du mich noch zur Tür?“

„Sicher.“

Geistesabwesend schlurfte Anian in Richtung Haustür, öffnete diese und starrte Emmett an, als offenbarte ihm sein Gesicht Antworten auf all die Fragen, die ihm durch den Kopf schossen. Er wusste, dass er dabei höchstwahrscheinlich

ziemlich irre aussah und stellte mit grimmiger Genugtuung fest, dass Emmett sich zusehends unbehaglicher fühlte.

„Äh, gut. Ich werd' dann mal. Wir sehen uns die Tage, ja? Und ... halt die Ohren steif.“

„Klar. Bis dann.“

Kaum, dass Emmett verschwunden war, bereute Anian, dass er seinen Freund nicht einfach gebeten hatte zu bleiben.

Zynismus hin oder her, Gesellschaft wäre ihm mehr als nur recht gewesen. Einige Minuten lang stand er wie angewurzelt da, kämpfte ein aufsteigendes Angstgefühl nieder und rang sich dann dazu durch, die Wohnung ein letztes Mal nach Indizien für ein unbefugtes Eindringen zu durchsuchen.

Dass er nicht den geringsten Hinweis fand – abgesehen von dem Teelicht natürlich, das immer noch unschuldig auf seinem Kopfkissen ruhte –, besänftigte ihn nur geringfügig.

Was Anian meistens wie ein Segen vorkam, entpuppte sich an diesem Abend als Fluch; seine Fantasie kannte keine Grenzen und nährte seinen Kopf mit den abstrusesten Szenarien.

Er beschloss, noch eine Weile fernzusehen, um sich abzulenken. Anian zappte durch die Kanäle, bis er eine Kinderserie gefunden hatte.

Eine Methode, die er sonst oftmals nach dem Konsum von Horrorfilmen anwandte und die sich bisher immer bewährt hatte. Das bunte Treiben auf dem Bildschirm, begleitet von fröhlichen Melodien, übte stets eine beruhigende Wirkung

auf ihn aus. So trug es auch dieses Mal dazu bei, Anians Gedankenkarussell zu entschleunigen.

Bald schon war er eingeschlafen.

4. DAS ERWACHEN DER DUNKELHEIT

Liska konnte sich nicht entsinnen, jemals erschöpfter gewesen zu sein. Die Prüfungsphase hatte ihr mehr abverlangt, als sie befürchtet hatte und all ihre Kraftreserven bis zum allerletzten Tropfen ausgeschöpft.

Dabei war es nicht einmal das Lernen selbst gewesen, dem ihre Energie zum Opfer gefallen war, sondern vielmehr der merkwürdige, äußerst beunruhigende Umstand, dass Liska offenbar das Schlafen verlernt hatte.

Es war nicht etwa so, als würde sie die Nacht zum Tage machen und deswegen keine Erholung finden.

Nein, es war ganz einfach ein traumloser, schwarzer, erdrückender Schlaf, der ihr Kopfschmerzen bescherte und sie von Innen auszuhöhlen schien.

Sie redete sich ein, dass ihre Abgeschlagenheit das Resultat eines überlasteten Studentinnenkörpers war, doch irgendwo in ihrem Hinterkopf glaubte sie zu wissen, wo die Ursache ihres Problems wirklich lag.

Zwar war seit jenem Abend, an dem sie aus dem Park heimgekommen war, nichts Ungewöhnliches mehr passiert.

Doch hatte Liska das Gefühl, als hätte die Angst, die sie vor wenigen Wochen empfunden hatte, sich irgendwo unter ihrer Haut eingenistet und wäre mit ihren Zellen verwachsen.

Es ist wie damals, dachte sie immer wieder und drohte an der wiederbelebten Erinnerung eines längst verdrängten Tages zu ersticken.

Sie hatte versucht, ihre Empfindungen in ihren Bildern festzuhalten, doch es wollte ihr nicht recht gelingen.

Nun, da die Semesterferien endlich begonnen hatten, war Liska über ihr künstlerisches Unvermögen ganz besonders frustriert. Wochenlang hatte sie die Zeit, in der sie ihrer Kreativität ohne schlechtes Gewissen freien Lauf würde lassen können, herbeigesehnt.

Stattdessen hatten Leinwand und Pinsel sie vorübergehend zum Feind erklärt und Liska dazu verdammt, tatenlos in ihrem Schlafzimmer zu sitzen und Löcher in die Luft zu starren.

Und das tat sie mittlerweile mit großer Hingabe.

Gerade inspizierte sie eingehend die Struktur ihrer Zimmerdecke (wenn man genau hinsah, konnte man kleine Gesichter erkennen, die sich aus dem schmutzigen Weiß schälten), als das aufdringliche Klingeln ihres Handys ihre Trance unterbrach.

Beinahe verärgert über diese jähe Störung ihrer Träumerei, nahm sie den Anruf entgegen.

„Ja?“

Am anderen Ende der Leitung blieb es still.

„Hallo?“

Entnervt warf Liska einen Blick auf den Bildschirm ihres Smartphones. Die dort angezeigte Nummer kam ihr vage bekannt vor. „Wer ist da? Ich lege jetzt auf.“

Noch bevor Liska ihre Ankündigung wahr machen und die Verbindung unterbrechen konnte, zerriss ihr ein ohrenbetäubendes, seltsam verzerrtes Schluchzen beinahe das Trommelfell. Das Handy rutschte ihr aus den Fingern und fiel mit dem Display nach unten auf den Teppichboden.

Aus den Lautsprechern drang ein Schwall unverständlicher, dumpfer Worte. Fahrig griff Liska nach ihrem Smartphone und hielt es sich wieder ans Ohr.

„Hallo? Wer spricht da?“

„Ihre Arme waren *aufgeschnitten*! Kannst du dir das vorstellen?!“

„Was? Maida, bist du das? Seit wann rufst du vom Festnetztelefon an?“

„Sie hat versucht, sich umzubringen! Meine Schwester hat doch tatsächlich versucht, sich umzubringen!“

Maidas Stimme klang so hysterisch, dass Liska endlich aus ihrer Lethargie erwachte. Langsam, ganz langsam, drangen die Worte ihrer Freundin zu ihr durch. Und sprengten einen Krater in ihr Herz.

„Warte, was ... Darcy?! Aber das kann nicht ... wie sollte ... Das ist doch nicht möglich!“

In ihrem Magen breitete sich eine fürchterliche Kälte aus.

Sie hat versucht, sich umzubringen.

Liskas Verstand weigerte sich, das Gehörte zu akzeptieren. Achtjährige schlitzten sich nicht die Arme auf. Sie genossen das Leben, spielten mit ihren Freunden, trugen noch den Mantel der Leichtigkeit auf ihren Schultern.

Das musste ein Irrtum sein. Liska schüttelte den Kopf so heftig, dass schwarze Punkte vor ihren Augen tanzten.

„Dad hat sie im Badezimmer gefunden“, schluchzte Maida, „es ist immer noch alles voller Blut.“

„Oh Gott. Ich weiß nicht, was ich sagen soll.“

„Kannst du herkommen? Meine Eltern sind im Rettungswagen mitgefahren, ich bin allein hier im Haus ... Nana und Grandpa sind schon auf dem Weg, glaube ich, aber trotzdem, ich -“

„Natürlich! Gib mir zehn Minuten!“

„Danke, wirklich. Danke.“

Maida begann herzerreißend zu weinen.

„Ich lege jetzt auf und komme zu dir, halte durch.“

Liska bezweifelte, dass ihre Freundin sie gehört hatte.

Aus dem Weinen waren verzweifelte Klagelaute geworden, die ihr eine Gänsehaut bescherten. Wie betäubt saß sie eine Zeitlang einfach nur da, unfähig, auch nur einen klaren Gedanken zu fassen.

Liska wusste, wie sich der Verlust eines geliebten Menschen anfühlte. Auf keinen Fall sollte Maida dieselbe Erfahrung machen müssen. Nicht heute. Nicht mit Darcy.

Endlich löste sie sich aus ihrer Starre.

Gehetzt warf Liska Zahnbürste und Unterwäsche in ihren Rucksack - für den Fall, dass ihre Unterstützung über den

Tag hinaus benötigt würde - und stürmte aus dem Haus.

Sie verfluchte sich innerlich dafür, weder Führerschein noch Auto oder wenigstens ein Fahrrad zu besitzen.

Maidas Elternhaus in den versprochenen zehn Minuten zu erreichen war allein aufgrund ihres Schocks nach dem Telefonat, der sie vorübergehend zur Statue hatte werden lassen, reichlich utopisch.

Also rannte Liska, so schnell sie ihre zittrigen Beine trugen. Sie rannte, bis sie nach Luft japste und ihre Lunge schmerzte und die Frage danach, was um alles in der Welt ein Kind zu einem Selbstmordversuch stürzen sollte, ihr die Tränen in die Augen trieb.

Während Liska den brennenden Feuerball, der ihre Kehle hinaufstieg, niederzukämpfen versuchte und Anian sich mit einem Teller Suppe vor den Fernseher setzte, hörten neunundneunzig Herzen auf zu schlagen.

Küchenmesser durchtrennten Pulsschlagadern, Scheren wurden in Hälse gerammt und improvisierte Stricke aus Schals und Krawatten ahnungsloser Familienväter schnürten Luftröhren zu. Pechschwarze, zu einem Knäuel verschlungene Linien verließen die toten Körper, zuckten über ihnen wie Miniaturgewitter und wurden schließlich von langen, wächsernen Fingern an sich gerissen.

Die Zeit der Schatten war gekommen.